

Roman Lesmeister  
Begehren, Schuld und Neubeginn

Das Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederentdeckung lange vergriffener Klassiker der Psychoanalyse – beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Etablierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturalistischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wieder aufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierteste unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapieerfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE  
HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH

Roman Lesmeister

# **Begehren, Schuld und Neubeginn**

**Kritische Analysen psychoanalytischer Konzepte  
im Anschluss an Jacques Lacan**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2017 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: William Turner, *Die letzte Fahrt der »Temeraire«* (Detail), 1839

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

ISBN 978-3-8379-2659-0

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	9
<b>Das Begehren und die Übertragung des Psychoanalytikers</b>	19
Die Übertragung des Patienten und die Übertragung des Analytikers	19
Konzeptionelle Beiträge zum Begehren und zur Übertragung des Analytikers	26
Die analytische Situation als vom Begehren des Analytikers geleitete Konstruktion	27
Jacques Lacan und das Wahrheitsbegehren des Analytikers	29
Das Begehren des Analytikers und die Autonomie des Patienten bei Otto Rank	38
<b>Begehren und wechselseitige Anerkennung: Ausgleich oder Illusion?</b>	45
Das Begehren des Analytikers und die Intersubjektivität der analytischen Situation	47
Das Phantasma der Voraussetzungslosigkeit als Maskierung des Begehrens	50
Das Begehren des Analytikers und der Rückzugsraum des Patienten	53

<b>Der Schuldige Mensch und der Tragische Mensch</b>	57
Ein anthropologischer Dualismus im gegenwärtigen psychoanalytischen Diskurs	
Der Schuldige Mensch und der Tragische Mensch bei Heinz Kohut	58
Kulturtheoretische Aspekte:	
Das Verschwinden der Schuldproblematik	63
Versuch einer Synthese: Tragische Schuld und tragisches Subjekt	66
Die Schuldproblematik in der psychoanalytischen Praxis	73
Der schuldige Analytiker	77
Die schuldigen Eltern	80
Die »Schuld der Individuation«: Gibt es die noch?	85
Der Schuldkonflikt in der Selbstwertung	85
Schuld, Trennungsaggression und Individuation	90
Spuren der Verflüchtigung	99
<b>Psychoanalytische Konzeptionen des Neubeginns</b>	101
Neubeginn durch Einsicht und Bewusstwerdung	102
Neubeginn durch Regression	111
Regression und Neubeginn bei Michael Balint	112
Regression und Neubeginn bei C.G. Jung	116
Regression, romantisches Phantasma und Nachträglichkeit	121
Neubeginn durch Neubildung	127
Nicht finden, sondern erschaffen	127
Neubildung und demiurgisches Phantasma	130
Neubeginn als Ereignis	134
Das kausalistische Phantasma	134
Was ist ein psychoanalytisches Ereignis?	138
<b>Ein Anderer</b>	143
Zur Ethik der psychoanalytischen Situation	
Begehren und Verantwortung des Psychoanalytikers	143
Die analytische Beziehung und der Andere	160

Das falsche Versprechen	161
Beziehungstechnik	164
Nicht-Inklusion oder der Patient als der Andere	168
Der Andere im Konzept der depressiven Position	169
Der Andere bei Emmanuel Lévinas und die analytische Situation	174
<b>Glaube als Element analytischer Haltung und Ethik</b>	177
Die realitätsfundierende, epistemologische und Beziehungsdimension des Glaubens	178
»Glaube an O«:	
Wilfred Bions metaphysische Grundlegung psychoanalytischer Ethik	181
Analytischer Glaube: »aus dem Nichts«	185
<b>Literatur</b>	189





# Einleitung

Das psychoanalytische Denken und die von ihm inspirierte klinische Praxis der Psychoanalyse haben sich im Verlaufe der zurückliegenden Jahrzehnte tiefgreifend verändert. Nachdem die Objektbeziehungstheoretiker längst zu neuen Ufern aufgebrochen waren, vollzog sich seit den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts in Konkordanz mit bestimmten Veränderungen im allgemeinen gesellschaftlichen und kulturellen Klima der westlichen Industrienationen ein fortschreitendes Umdenken, das zur bisweilen radikalen Erneuerung psychoanalytischer Vorstellungsweisen und daran gebundener methodischer Konzepte geführt hat. Stationen dieses Wandels, der sich in einer neuartigen Wertschätzung des individuellen Selbst und der interpersonalen Beziehung ausdrückte, sind – um nur die wichtigsten zu nennen – Heinz Kohuts Selbstpsychologie, die auf John Bowlby zurückgehende und maßgeblich von der Forschergruppe um Peter Fonagy weiterentwickelte Bindungstheorie sowie schließlich die zahlreichen und keineswegs als einheitlich anzusehenden Modelle intersubjektiver oder relationaler Psychoanalyse. In enger Verbindung mit diesen Umwälzungen, die eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die Ergebnisse empirischer entwicklungspsychologischer Forschung mit sich brachten, ergab sich eine folgenreiche Innovation, die bis in die Gegenwart hinein das interne Bild psychoanalytischer Praxis prägt. Die Rede ist von der Ausweitung des Indikationsspektrums für psychoanalytische Psychotherapie auf die Gruppe der vormals sogenannten Grenzfälle, in zeitgemäßer Terminologie ausgedrückt: den Formenkreis der Persönlichkeitsstörungen, worunter in erster Linie die narzisstischen und Borderline-Persönlichkeitsstörungen zu nennen sind. Die psychoanalytische Behandlung von Patienten, die den genannten diagnostischen Kategorien zuzurechnen sind, verlangt, so der weithin bestehende Konsens, ganz spezielle und auf die Er-

fordernisse dieser anwachsenden Population von Hilfebedürftigen abgestimmte ätiologische, psychodynamische und technische Konzepte. Und ein Großteil der Anstrengungen, die von Psychoanalytikern innerhalb und außerhalb des Behandlungszimmers geleistet wird, dient heute der Entwicklung, Ausarbeitung und Erprobung eben solcher Konzepte.

Es ist sehr schwer, den angehenden Analytikerinnen und Analytikern an einem Ausbildungsinstitut im Jahre 2016 ein Bild davon zu vermitteln, wie ganz andersartig sich die professionellen Sichtweisen und Gepflogenheiten noch zu einer Zeit darstellten, in der der Autor dieses Buches seine psychoanalytische Ausbildung begann. Zur Illustration des Wandels, um den es hier geht, sei eine kleine Anekdote angeführt.

Zu Beginn der Achtzigerjahre war es mir vergönnt, einen älteren und erfahrenen Psychoanalytiker kennenzulernen, zu dem die gesamte Dozentschaft des Institutes, an dem er tätig war, in berechtigter Hochachtung, ja Verehrung emporblickte. Es handelte sich um einen weit über die Institutsgrenzen hinaus bekannten Mann, der maßgeblich zur Einführung der Kassenpsychotherapie in Deutschland beigetragen und sich in diesem Zusammenhang als Mitautor eines Standardkommentars zu den Psychotherapierichtlinien einen bleibenden Namen gemacht hatte. Dieser hoch angesehene Kollege hatte die Funktion inne, bei allen Patienten, die von Ausbildungskandidaten in Behandlung übernommen werden sollten, die ärztliche Zweitsicht durchzuführen. So kam es, dass sich eines Tages bei ihm eine junge Frau vorstellte, die ich mir für eine meiner ersten analytischen Behandlungen ausgesucht hatte. Aus heutiger Sicht würde ich einräumen, dass es sich nicht gerade um einen »leichten Fall« handelte, ja, dass einige charakteristische Symptome und Verhaltensmuster auf eine, wie man damals noch sagte, schwere Charakterneurose (sprich: Persönlichkeitsstörung) hindeuteten. Gleichwohl schien mir die Patientin hoch motiviert und an einer analytischen Aufarbeitung ihrer Problematik überzeugend interessiert. Das Votum meines Zweitsichters fiel für mich – und das hieß natürlich auch für die Patientin – dennoch vernichtend aus. Von der strengen Belehrung, die ich zu hören bekam, sind mir noch folgende Worte im Sinn: »Was glauben Sie, wenn Sie da anfangen, da machen Sie ein paar oberflächlich Fortschritte. Und wenn Sie weitermachen, dann liegt da eine Borderline-Persönlichkeitsorganisation drunter. Und das kriegen Sie nie in den Griff, schon gar nicht als Anfänger!« Zur Datierung dieser kurzen Episode habe ich mich bereits geäußert. Es war eine Zeit, in der die neuen ätiologischen und behandlungstechnischen Konzepte ja schon »unterwegs« waren und in Buchform erhältlich vorlagen. Es war aber ebenso die Zeit, in der sich die Ausbildung noch an Ralph Greensons *Technik und Praxis der Psycho-*

*analyse* zu orientieren hatte (Greenson, 1981). Melanie Klein war bekannt, aber suspekt, zum einen wegen ihrer abenteuerlich anmutenden Theorien über die frühkindliche Entwicklung, zum anderen wegen ihrer Gegnerschaft zu Anna Freud. Winnicott galt als respektabel, aber man glaubte, dass er allenfalls Kindertherapeuten etwas zu sagen habe. Und Kohut konnte man im fachlichen Diskurs eigentlich nicht ernsthaft erwähnen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die damals von mir ausgesuchte Patientin heute als für eine analytische Therapie geeignet eingeschätzt würde, und dass sie keine Mühe hätte, einen entsprechenden Platz zu finden. Der zwischenzeitlich vollzogene Paradigmenwechsel würde es geradezu unmöglich machen, sie guten Gewissens vom analytischen Therapieverfahren auszuschließen. Daran kann man zweifellos einen Fortschritt sehen. Nun glaube ich, dass sich meiner kleinen persönlichen Geschichte jedoch noch ein anderer Aspekt abgewinnen lässt. Wäre es denn zu abwegig, dem Verdikt des ehrwürdigen Mentors meiner analytischen Anfangszeit, diesem »Das-kriegen-Sie-nie-in-den-Griff«, einen ungewollt und ungeahnt prophetischen Gehalt zuzuschreiben? Selbstverständlich nicht in Bezug auf meine Person und professionelle Eignung, sondern in Bezug auf die außerordentliche, um nicht zu sagen grandiose Ambition, von der gegenwärtig die Anwendung psychoanalytischer Konzepte und Methoden bei Menschen mit schweren Störungen der Persönlichkeit getragen wird? Könnte es nicht sein, dass das, was damals darauf zielte, dem Kandidaten eine hinter der Unerfahrenheit verborgene Selbstüberschätzung, ja eine Spur von Größenwahn zu attestieren, sich heute genau *darin* bewahrheiten würde, nämlich in der Diagnose einer ins Imaginäre abdriftenden Bestrebung, die Freud den mit dem Heilen sich gerne verbindenden Furor nennt, eine lateinische Vokabel, die sich als wuterfüllte Besessenheit, mithin als Wahn übersetzen lässt? Die Ironie der Geschichte läge dann also in der Frage, ob es schon jemals gelungen ist oder ob Aussichten bestehen, dass es jemals gelingen wird, die Pathologie einer Persönlichkeitsstörung analytisch »in den Griff zu bekommen«? Auch wenn man von der rabiatischen Ausdrucksweise einmal absieht und mildere Formulierungen für den erhofften Therapieerfolg heranzieht, bleibt noch ein ausreichender Rest an Zweifel, der zu denken geben müsste. Doch ich greife weit voraus. Solche Überlegungen an dieser Stelle einzufügen, kann nur den einen Zweck erfüllen, nämlich hinzuführen zum Anliegen des Buches, das der Leser in Händen hält.

Der Untertitel des Buches kündigt »kritische Analysen psychoanalytischer Konzepte« an. Kritische Analysen kann man nur von bestimmten theoretischen Bezugspunkten aus vornehmen, wobei diese Bezugspunkte als solche ausgewiesen sein sollten. Im vorliegenden Fall hat der Autor das psychoanalytische Den-

ken Jacques Lacans als bevorzugtes Referenzsystem für seine Untersuchungen gewählt. »Bevorzugt« bedeutet, dass auch andere Perspektiven eingenommen werden. Um es klar zu sagen: Die in diesem Buch vereinigten Abhandlungen präsentieren sich nicht als lacanianische Texte. Der Autor hat sich die Freiheit genommen, »im Anschluss an Lacan« die Ideen des bedeutenden französischen Denkers für seine Ziele und Zwecke zu verwenden, ganz im den Sinne, wie es dem Winnicott'schen Terminus der Objektverwendung entspricht: In Anerkennung des Anderen freien und eigenständigen Gebrauch zu machen von dem, was er einem zu geben hat. Des Weiteren brauchen kritische Analysen einen Gegenstand, der von ausreichendem Interesse für eine Adressatengruppe ist. Auf den folgenden Seiten werden ausgewählte Themenbereiche der analytischen Revision unterzogen, von denen man annehmen darf, dass sie Kernfragen des aktuellen psychoanalytischen Diskurses berühren.

Das erste der vier Kapitel des Buches handelt vom Begehren des Psychoanalytikers und seiner daraus ableitbaren Übertragung. Mit dem Begriff des Begehrens ist gleich zu Beginn eine Markierung im Geiste Lacans gesetzt, wobei dieser Begriff mittlerweile eine Verbreitung gefunden hat, die diesem Geist durchaus nicht immer entspricht. Das Konzept vom Begehren des Analytikers richtet sich im hier zu diskutierenden Kontext gegen die Überbewertung der Gegenübertragung, um nicht zu sagen gegen den Kult, der in der neueren psychoanalytischen Praxis um diese getrieben wird. Seit der zweifellos bahnbrechenden Entdeckung dieses Resonanzphänomens und seiner späteren Freigabe als legitimes Instrument der analytischen Technik rückte die Gegenübertragung immer mehr in den Rang einer *via regia* zum Unbewussten des Analysanden, und der fachgerechte Umgang mit ihr wurde zum Gütesiegel analytischer Kompetenz erhoben. Das ist umso erstaunlicher, als es wohl nie eine Zeit oder Richtung des Denkens gegeben hat, die einer rein subjektiven Regung, und die Gegenübertragung ist eine solche, einen verlässlichen Erkenntniswert hinsichtlich der inneren Realität eines anderen Menschen zugesprochen hätte. Dass ein persönliches Gefühl, das als Reaktion auf Äußerungen eines anderen Subjektes entsteht, etwas auszusagen hätte über die innerpsychische, ja sogar die unbewusste Verfasstheit dieses anderen Subjektes, ist bestenfalls eine vorläufige Hypothese, die der Validierung anhand anderer Parameter bedarf. Die Gleichungen, die hier aufgestellt werden, enthalten in der Regel zahlreiche unbekannte Größen. Gleichwohl wird in der gegenwärtigen psychoanalytischen Praxis, die Ausbildungspraxis eingeschlossen, vielfach so mit ihnen operiert, als transportierten sie sicheres Wissen – eine bedenkliche Verirrung, die im unkritischen Verständnis und Gebrauch des Konzeptes angelegt ist. Meine Ausführungen zu dieser Problematik werden sich aber nicht auf die an-

gerissenen Ungereimtheiten konzentrieren. Sie setzen vielmehr – darin sind sie von Lacans Ideen angeleitet – der Überwertigkeit des Gegenübertragungsdenkens eine Betrachtungsweise entgegen, die das primäre Begehren des Analytikers und die daraus hervorgehende Übertragung, die er auf den Analysanden hat, näher in den Blick nimmt. Es handelt sich um ein Begehren oder Wollen, das weder in der persönlichen Geschichte des Analytikers wurzelt noch als subjektive Resonanz auf den Analysanden entsteht. Es ist das Begehren, das mit dem Platz des Analytikers und der symbolischen Funktion, die er einnimmt, notwendig verbunden ist und das als solches die analytische Situation im Sinne einer basalen Intersubjektivität vorstrukturiert.

Im zweiten Kapitel des Buches wird eine andere Seite aktueller psychoanalytischer Kontroversen aufgeschlagen. Die darin angestellten Betrachtungen nehmen ihren Ausgangspunkt von der auf Heinz Kohut, den Begründer der psychoanalytischen Selbstpsychologie, zurückgehenden anthropologischen Unterscheidung zwischen dem Tragischen Menschen und dem Schuldigen Menschen. Worum es dabei geht, ist eine weitere Spielart von Vereinseitigung, die das Bild betrifft, das wir vom Verhältnis des Subjektes zu seiner Psychopathologie haben. Unter dem Einfluss der neueren entwicklungspsychologischen und ätiologisch-psychodynamischen Konzepte ist es in der Psychoanalyse dazu gekommen, das Ich – um auf eine Formulierung von Johannes Cremerius zurückzugreifen – mehr vor dem Hintergrund dessen zu sehen, was es erlitten hat, als dahingehend zu betrachten, was es getan hat und aktuell tut. In pointierter Fassung dieses Gedankens könnte man auch sagen: Die verbreiteten und vorwiegend zur Behandlung früher Störungen herangezogenen klinischen Konzepte bevorzugen das Opfer-Subjekt und vernachlässigen das Täter-Subjekt. Damit einhergehend beobachtet man eine Verflüchtigung der Schuldthematik, ähnlich wie vor nicht allzu langer Zeit die Verflüchtigung der sexuellen Thematik beklagt wurde. So wie die Sexualität aus der analytischen Praxis ausgeklammert wurde, erscheint heute die Schuldproblematik ausgetrieben, jedenfalls dort, wo man der Ansicht ist, der in seiner Selbstentwicklung früh beeinträchtigte Mensch sei aufgrund seines Strukturdefizits zum Schulterleben noch gar nicht fähig, weshalb dieses auch in der Behandlung auf nicht absehbare Zeit keine Rolle zu spielen brauche. Das Schuldgefühl taucht allenfalls dort auf, wo es als Auswirkung eines grausamen archaischen Über-Ichs dem Patienten selbst Leid verursacht aber kaum dort, wo es mittels ungebändigter Aggression andere leidend macht. Der Autor unternimmt den Versuch, einen Weg zu finden, der aus der bei Kohut angelegten irreführenden Polarisierung von schuldhaften Triebkonflikten einerseits und angeblich schuldfrei erlebten Prozessen der narzisstischen oder Selbstentwicklung andererseits

herausführt. Dieser Weg mündet in eine Lösung, die den Begriff des Tragischen Subjektes aus einer altehrwürdigen Tradition übernimmt und neu begründet. Es handelt sich um ein Subjektbild, in dem aktives Tun und Erleiden, Schuld und Schuldlosigkeit nicht voneinander zu trennen sind, sondern in unauflösender gegenseitiger Durchdringung existieren. Das Subjekt des analytischen Diskurses ist schuldig und schuldlos zugleich, ganz unabhängig davon, ob seine Geschichte von einer »reifen« neurotischen Konflikt- oder einer »frühen« Strukturpathologie geprägt ist. Es ist existenziell situiert in einer Einheit von Geworfensein und freiem Selbstentwurf. Eine in der gegenwärtigen psychoanalytischen Theorie und therapeutischen Praxis weitverbreitete Sichtweise trennt diese Verbindung künstlich auf, indem sie – ich spreche hier immer vom mündigen selbstverantwortlichen Subjekt – das Konstrukt einer Paarung von »erwachsenem Ich« und »innerem Kind« erfindet, so als lebe in der Psyche ein Homunkulus, der sich die zweifelhaften Vorzüge der infantilen Frühzeit einschließlich der von dort her stammenden unverschuldeten Leiden und Schmerzen originalgetreu bewahrt hat. Einem alternativen und hier vertretenen Subjektverständnis hingegen gilt diese Sicht als Phantasma, das durch die Reduktion des analytischen Diskurses auf ein entwicklungspsychologisches Nachreifungsprogramm genährt wird. Was die Schuldproblematik anbelangt, so ist es erneut Lacan, der die Sache, um die es geht, in ein anderes Licht rückt. Weder interessiert er sich sonderlich für das Schuldgefühl als neurotisches oder allgemein pathogenes Phänomen noch sieht er darin den Indikator für einen besonderen Reifezustand des Individuums, so wie dies in der Theorie der depressiven Position geschieht. Das Schuldgefühl wird als unvermeidliches Element einer Dynamik des Begehrens begriffen, man könnte auch sagen als eine Art Regulativ des Begehrens, womit eine Perspektive eingenommen wird, die Lacans Ideen an dieser Stelle in überraschende Nähe zu Auffassungen von C. G. Jung rückt.

Die Bedeutung des Phantasmas – der Begriff bezeichnet gewisse Erzeugnisse aus der Werkstatt des Imaginären, die uns dabei helfen, uns in Bezug auf uns selbst und die Welt ichgerecht zu orientieren – wird im dritten Kapitel des Buches im Zusammenhang mit klinischen Konzepten untersucht, die sich mit den Mechanismen von Veränderung und Neubeginn in psychoanalytischen Prozessen befassen. Ziel ist dabei nicht, die in Betracht kommenden Mechanismen möglichst vollständig zu inventarisieren, sondern den phantasmatischen Gehalt von Veränderungskonzepten freizulegen, die in der gegenwärtigen psychoanalytischen Praxis als die primär handlungsanleitenden ausgemacht werden können. Gemeint sind damit vor allem die Konzepte von Regression und Strukturneubildung. Dass tiefgreifende seelische Transformation den »Rückgang« auf verdrängte oder auf

andere Weise verloren gegangene Ressourcen seelischer Lebendigkeit erforderlich macht, gilt seit den innovativen Arbeiten Sándor Ferenczis und Michael Balints – mit davon abweichender Akzentsetzung natürlich auch C. G. Jungs – als geradezu selbstverständliches Requisite psychoanalytischer Arbeit. Mit weitaus geringerer Selbstverständlichkeit ist man hingegen der Frage nachgegangen, was dort, wo wir von Regression sprechen, eigentlich genau geschieht. Was sich mangels dieses Nachfragens fest- und durchgesetzt hat, ist ein psychologischer Realismus oder Konkretismus, der die Regressionsphänomene als mehr oder weniger buchstäbliche Wiederkehr des einst im Unbewussten Untergetauchten oder nie aus diesem Aufgetauchten versteht. Dieser Realismus *ist* aber das Phantasmatische. Er ist das Phantasmatische in Gestalt eines romantischen Mythos von den verlorenen und wiederzufindenden Quellgründen seelischen Lebens und seelischer Gesundheit. Bedauerlicherweise muss man auch in diesem Zusammenhang feststellen, dass die einseitige entwicklungspsychologische Basierung der neueren psychoanalytischen Theorie- und Technikkonzepte zur historisierenden Verzerrung des analytischen Diskurses beigetragen hat, und zwar so weitgehend, dass der überwunden geglaubte Rekonstruktionseifer der psychoanalytischen Pioniere von den modernen entwicklungspsychologischen Geschichtsdeutern geradezu in den Schatten gestellt wird. Vereinzelt vorgebrachte Kritik an der buchstäblichen Interpretation der Regressionsphänomene hat es immer wieder gegeben. Aber, wie mir scheint, war es Jacques Lacan, der diesen Irrglauben so konsequent wie kein anderer zurückgewiesen und durch eine konsistente alternative Betrachtungsweise ersetzt hat. Die Wahrheit des Subjektes und seiner Geschichte, so lässt sich resümieren, liegt nicht in der Vergangenheit. Sie liegt in der Gegenwart seines Sprechens, das sich unter dem Horizont einer vergegenwärtigten Zukünftigkeit an den Anderen (den Analytiker) wendet. Auch in der buchstäblichen Vergangenheit, die es ja gab, hat diese Wahrheit immer in der jeweiligen Gegenwart gelegen. Und was es mit den in der Regression auftauchenden »alten Gefühlen« auf sich hat, wird mithilfe der Konzepte von Spur, Nachträglichkeit und analoger Neubildung zu untersuchen und zu verstehen sein.

Bedenklicher stellt sich in gewisser Hinsicht das Problem der Fixierung am Phantasma dar, wenn man die klinischen Konzepte in Augenschein nimmt, die in den letzten Dezennien zum Zweck der Neubildung psychischer Struktur und Funktionen entwickelt worden sind. Dort, wo das Problem nicht in der Blockierung von etwas, sondern im Fehlen von etwas besteht, muss die therapeutische Ambition die der Neubildung sein. Hier geht es nicht darum, Gefühle und Wünsche aus der Unterwelt der Verdrängung zu befreien, sondern Fühlen und Wünschen erst zu lernen. Überhaupt gilt es zu lernen: Aggressionen nicht aus-

zudrücken, sondern zu beherrschen, Spannungen auszuhalten statt auszuagieren, denken zu lernen statt impulsiv zu handeln, Bindungsfähigkeit zu erwerben und ein kohärentes Selbstgefühl zu installieren. Der analytische Raum verwandelt sich tendenziell in ein Labor, in dem unter fachkundiger Anleitung in der Retorte der Intersubjektivität die Keimanlagen und rudimentären Organe eines neuen Subjektes entstehen. Dieses als »Nachreifung« verstandene und für zahllose Menschen zweifellos hilfreiche Projekt birgt in zweierlei Hinsicht phantasmatische Gehalte. Zum einen suggeriert es – auch wenn dieser Eindruck immer wieder rationalisierend abgeschwächt oder verleugnet wird –, man könne gescheiterte Etappen der Kindheitsentwicklung buchstäblich nachholen, und zwar unter Mitwirkung einer analytischen Elternfigur, die ihre Aufgaben besser versteht als die realen Eltern dies getan haben. Zum anderen produziert der Anspruch auf Neubildung einen omnipotenten Schatten, weshalb ich das Phantasma der Neubildung ein demiurgisches oder prometheisches nenne, ein welt- und menschenerschaffendes. Auch ohne einen stringenten Nachweis zu führen, bewahrheitet sich die aufgestellte Behauptung, sobald man einen Blick auf die Kluft wirft, die sich zwischen dem Anspruch und den Versprechungen der neueren behandelungstechnischen Konzepte auf der einen und den therapeutischen Erfolgsbilanzen auf der anderen Seite auftut. Lässt man gegenüber den nach selektiven Kriterien publizierten Fallberichten die nötige Skepsis walten, dann weiß jeder auf diesem Gebiet Tätige, dass die psychoanalytische Behandlung strukturell schwer gestörter Menschen äußerst aufwendig und mühsam verläuft, zu überwiegend bescheidenen, meist instabilen und häufiger Nachbehandlung bedürftigen Ergebnissen führt und damit meist weit entfernt bleibt von den anfänglichen Zielsetzungen, auch von denen, die in den hierzulande üblichen Anträgen im Rahmen der kassenpsychotherapeutischen Versorgung formuliert worden sind. Die Tatsachen sollten ein Umdenken bewirken. Das eigentlich Fatale ist, dass die Psychoanalyse, die sich die hier der Kritik unterzogene Programmatik zu eigen macht, einer gesellschaftlichen und politischen Tendenz folgt, deren Sorge sich nur noch auf die Reparatur der durch sie selbst verursachten Schäden richtet – und auch vielleicht nur noch richten kann.

Das Buch schließt mit Betrachtungen zur Ethik der psychoanalytischen Situation, in denen die im Vorausgegangenen entwickelten Gedanken in gewisser Weise eine Anwendung auf ein konstituierendes Moment dieser Situation, nämlich die Haltung des Psychoanalytikers erfahren. Die kritische Analyse verfolgt dabei mehrere Fragerichtungen. Der Ausgangspunkt liegt in der Feststellung, dass die ausgedehnten Ethikdiskussionen, die in den zurückliegenden Jahren innerhalb der psychoanalytischen Profession geführt worden sind, zwar normative Regelun-



gen hervorgebracht haben, um das Unzulässige im Handeln des Analytikers – das sind die Spielarten der Übertretung im Verhältnis zum Patienten – zu begrenzen und zu sanktionieren, dass diese Diskussionen aber so gut wie nirgendwo die ethische Problematik in den Blick genommen haben, die im Zulässigen, das heißt im regulären und als rite qualifizierten Handeln des Analytikers angelegt ist. Zu denken ist dabei an die Zumutungen, denen der Analytiker qua seines Auftrages den Patienten aussetzt – Zumutungen wie die Konfrontation mit seelischem Schmerz, Destruktivität oder Trennung –, für die er immer eine Mitverantwortung trägt, weil sie der Art und der Richtung seines eigenen analytischen Begehrens entsprechen. Jacques Lacan fragt danach, worin dieser Auftrag denn eigentlich besteht oder anders formuliert: Wie hat der Analytiker auf das Begehren des Patienten zu antworten und wie *kann* er ehrlicherweise nur auf dieses antworten? Lacan ist der Ansicht, dass das Begehren des Patienten im Allgemeinen von der Suche nach »Gütern« geleitet ist. In der sinnreich gewählten Bezeichnung versteckt sich natürlich der traditionelle Begriff des Guten, der Zentralbegriff jeder Ethik. Aus diesem Guten ist heute aber ein kollektives Wunschbild oder Ich-Ideal geworden, das wie eine hochwertige Ware auf dem Markt gehandelt wird und das jeder erwerben will. Auf dem Gebiet der Psychoanalyse und Psychotherapie handelt es sich um Güter wie Gesundheit, Wohlbefinden, Erfolg – mit einem Wort: Glück. Wenn der Analytiker dem Anspruch des Patienten auf Güter der genannten Art folgt, tut er etwas, was nicht der Aufgabe entspricht, die er eigentlich erfüllen soll. Diese besteht darin, den Patienten mit seinem je eigenen Begehren bekannt zu machen, das ein ganz individuelles ist und in eine ganz andere Richtung als der kollektiv vordefinierten weisen kann. Das ist es, wofür der Psychoanalytiker allein verantwortlich zeichnen kann: den Patienten mit seinem Begehren bekannt zu machen oder, in einer anderen Sprache ausgedrückt, ihm zu der Erfahrung zu verhelfen, ein Selbst zu sein. Und das ist es, wofür er eine auch ethisch einzustufende Mitverantwortung trägt. Sicher kann er in seiner praktischen Arbeit auch noch etwas anderes tun – den »Dienst an den Gütern« mitbetreiben. Aber das tut er dann, streng genommen, nicht als Psychoanalytiker. Welche Orientierung kann ihm bei der schwierigen Aufgabe, die seine eigentliche ist, helfen? Er muss auf etwas ausgerichtet sein, ein »Bild« wäre schon zu viel gesagt, und sich von etwas betreffen lassen, was durch die Raster standardisierter Formatierungen hindurchfällt, was nicht aufgeht in einem schon vorhandenen Wissen. Mit anderen Worten: Er muss sich in der Beziehung zum Patienten ausrichten auf eine Erfahrung des nicht verfügbaren und irreduziblen Anderen, eine Erfahrung, von der am Ende nur gesagt werden kann, dass sie auf Nichts gestellt und einer Haltung analytischen Glaubens anvertraut ist.